

Alfred Delp SJ † 2. 2. 1945

Oskar Simmel SJ

Am Lichtmeßtag dieses Jahres, am 2. Februar, sind es zwanzig Jahre, daß P. Alfred Delp, Mitglied der Schriftleitung unserer Zeitschrift, zusammen mit Goerdeler und Popitz zu Plötzensee in Berlin gehängt wurde. Er war am 10. Januar zusammen mit anderen Mitgliedern des Kreisauer Kreises zum Tod verurteilt worden. Es waren Graf Moltke, Franz Sperr, Andreas Hermes und Dr. Steltzer.

Zwanzig Jahre sind seither vergangen, und die Frage, was aus dem Auftrag und Erbe dieser Männer geworden ist, steht drängend an.

Delp gehörte zum Kreisauer Kreis um den Grafen Helmut J. von Moltke. Auf dem Gut des Grafen, zu Kreisau in Schlesien, kamen seit dem Sommer 1940 Männer aus allen geistig führenden Kreisen unseres Volkes zusammen, überzeugte Gegner des Nationalsozialismus, „Ostelbier“, Sozialisten, evangelische und katholische Christen, um sich ein „Bild Europas nach dem Krieg“ zu machen. Die eigentliche Frage, vor die ihrer Meinung nach der alte Erdteil gestellt war, lautete, „wie das Bild des Menschen im Herzen unserer Mitbürger wiederhergestellt werden kann“.

Damit war Delps ureigenstes Anliegen ausgesprochen. Sein erster größerer Beitrag in den Stimmen der Zeit ist diesem Thema gewidmet: „Ferdinand Ebner, ein Denker des christlichen Lebens?“ Und schon hier klingt „das Thema“ an, das dieses Leben beherrschen wird: „die Sorge, die uns heute als allgemeines Anliegen aufgegeben ist: wie kann das Leben auf eine letzte tragfähige Grundlage gestellt werden“. Das war im Juli 1937 geschrieben, kurz nachdem Delp zum Priester geweiht worden war. Dieses Grundthema kehrt auch in dem Artikel wieder, den er als nächsten, nach der endgültigen Aufnahme in die Schriftleitung der Stimmen der Zeit, im Septemberheft 1939 geschrieben hat. Etwas akademisch, voll tiefer, indirekt das damalige System treffender Gedanken schreibt er dort über „Christ und Gegenwart“: „Der Christ wird heute oft ein einsamer Mensch sein. Aber das war im Grunde immer so und wird heute nur lauter gesagt. Die letzten Entscheidungen, die einen zum Christen disponieren und in der Kraft Gottes zum Christen machen, sind doch eines jeden eigenste Angelegenheit immer gewesen. Christ und Gegenwart ist eine Frage, die uns die ganze Wirklichkeit des Menschlichen und Christlichen in den Blick zwingt. Das ist ja das Geheimnisvolle und Große im Christen und im Menschen, daß er immer mehr ist als er selbst, und daß alles doch nur existent wird in ihm dem einzelnen, verantwortlichen Träger des Ganzen ... So ist die Gegenwart doch dem Christen anvertraut, und sie gehört ihm auch, sie

gehört – seiner Treue.“ Deutlicher, grundsätzlicher und vornehmer konnte dem Nationalsozialismus das Nein nicht entgegengestellt werden.

„Das Thema“ ist also da. Es braucht nur mehr durchgeführt zu werden. Und das geschieht in den nächsten Jahren. Als am 18. April 1941 das Haus der Schriftleitung in München innerhalb von zwei Stunden enteignet wurde, fand P. Delp Unterkunft im alten Pfarrhof von St. Georg in Bogenhausen, dessen Kirchenrektor er wurde. Seine Predigten – sie kreisen fast alle um „das Thema“ – in der kleinen Rokokokirche sind hinreißend, und bald kommen aus ganz München die Menschen, um ihn zu hören. Sie spüren, daß hier genau das gesagt wird, was jeder unausgesprochen empfindet: bis hieher und nicht weiter. Die Aufnahme in den Kreisauer Kreis, von außen zwar durch seinen Provinzial veranlaßt, war nur das innere Zusammenfinden der einen gemeinsamen Sorge: wie kann das Leben auf eine letzte tragfähige Grundlage gestellt werden?

Man hat von den Kreisauern gesagt, daß sie eigentlich gar keinen Widerstand geleistet hätten, ja daß sie für den „Nichtwiderstand“ gewesen seien. Das mag insofern richtig sein, als Moltke und seine Freunde zunächst nicht an einen gewaltsamen Umsturz dachten, sondern an die geistige Erneuerung, die nach dem Krieg in ganz Europa einzusetzen hatte. Denn in diesem Europa war doch offenbar etwas nicht in Ordnung, wenn es sich in einem so furchtbaren Bruderkrieg zerfleischen konnte. Aber das Unheil mußte ihrer Meinung nach erst seinen vollen Lauf nehmen, bevor mit der Einsicht der Menschen zu rechnen war. Und insofern erwarteten die Kreisauer nicht allzuviel von einem gewaltsamen Umsturz. Trotzdem wäre es falsch, sie nicht dem deutschen Widerstand zuzuzählen. Ja in ihnen erreicht dieser Widerstand die Reife seiner sittlichen Vollendung. Das schmälert die Verdienste, die Tapferkeit und das großartige Zeugnis der andern gewiß nicht.

Aber bei den Kreisauern geht es nicht mehr um diese oder jene politische Form, um diese oder jene Gestalt des gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen und politischen Lebens. Sie haben sich gewiß auch darüber Gedanken gemacht, und Delp hielt im Sommer 1942 vor dem Kreis einen Vortrag über die Enzyklika „Quadragesimo anno“ und das Verhältnis von Kirche und Staat. Aber solche Fragen, so wichtig sie waren, blieben doch Fragen zweiter Ordnung. Immer mehr erkannten diese Männer, daß die Auseinandersetzung mit dem totalitären Staat viel grundsätzlicher war. Und es ist kein Zufall, daß im Prozeß gegen die Kreisauer der Staatsanwalt Freisler, Moltke und Delp völlig übereinstimmten: „Nur in einem sind das Christentum und wir gleich: wir fordern den ganzen Menschen“, sagt Freisler. Und Moltke schreibt an seine Frau im Abschiedsbrief: „... Das Dramatische an der Verhandlung war letzten Endes folgendes: In der Verhandlung erwiesen sich alle konkreten Vorwürfe als unhaltbar und sie wurden auch fallengelassen. Nichts davon blieb. Sondern das, wovor das Dritte Reich solche Angst hat, daß es fünf, nachher werden es sieben Leute werden, zu Tode bringen muß, ist letzten Endes nur folgendes: Ein Privatmann, nämlich Dein Mann, von dem feststeht, daß er

mit zwei Geistlichen beider Konfessionen, mit einem Jesuitenprovinzial und mit einigen Bischöfen ohne die Absicht, irgend etwas Konkretes zu tun, und das ist festgestellt, Dinge besprochen hat, ‚die zur ausschließlichen Zuständigkeit des Führers gehören‘. Besprochen war: Nicht etwa Organisationsfragen, nicht etwa Reichsaufbau – das alles ist im Laufe der Verhandlung weggefallen, und Schulze (Oberreichsanwalt) hat es in seinem Plädoyer auch ausdrücklich gesagt (‚unterschied sich völlig von allen sonstigen Fällen, da in der Erörterung von keiner Gewalt und keiner Organisation die Rede war‘), sondern besprochen wurden Fragen der praktisch-ethischen Forderungen des Christentums. Nichts weiter, dafür allein werden wir verurteilt.“ Und in einem im Gefängnis Tegel geschmuggelten Brief schreibt der Graf an Delp: „Lieber Delp! Lügen müßte ich, wenn ich behauptete, ich hätte Ihr Briefchen ganz entziffern können ... Wer kann wissen, wozu dieses alles im Plan des Herrn nötig ist. Für uns gibt es nur eins: uns freudig seiner Führung anzuvertrauen, auch dann, wenn wir im Dunklen gehen müssen und unsern Pfad nicht vor uns sehen können ... So blieben Sie, Gerstenmaier und ich als das wahre Objekt des Prozesses übrig; und damit ging die Offensive Freislers gegen die katholische Kirche und gegen die evangelische Kirche. Gegen mich, der ich von allen Interessen, von aller Gewalt befreit war, der ich ein protestantischer Laie war, dessen Beziehungen zu Katholiken Gegenstand der schwersten Angriffe waren, – gegen mich konnte der Nationalsozialist Freisler eben nur vorgehen als gegen den Christen schlechthin.“

Und Delp schreibt in seinem Abschiedsbrief an die Mitbrüder im Orden: „Der eigentliche Grund der Verurteilung ist der, daß ich Jesuit bin und geblieben bin. Eine Beziehung zum 20. Juli war nicht nachzuweisen. Auch die Stauffenberg-Belastung (Delp hatte Stauffenberg im späten Frühjahr 1944 in Bamberg getroffen) ist nicht aufrechterhalten worden. Andere Strafanträge, die wirkliche Kenntnis des 20. Juli betrafen, waren viel milder und sachlicher. Die Atmosphäre war so voll Haß und Feindseligkeit. Grundthese: ein Jesuit ist a priori der Feind und Widersacher des Reiches. Auch Moltke wurde sehr häßlich behandelt, weil er uns, besonders Rösch, kannte. So ist das Ganze auf der einen Seite eine Komödie gewesen, auf der anderen aber doch ein Thema geworden.“

„Das Thema“, einst aufgenommen im Juliheft 1937 der Stimmen der Zeit, ist nun hinaufgeführt zum Höhepunkt: „Auf dieser absoluten Höhe des Daseins, auf der ich nun angekommen bin“. So beginnt seine Meditation zum Vaterunser. Sie und die Meditation über den Pfingsthymnus *Veni Sancte Spiritus* – sein Lieblingsgebet – sind – nicht anders als die Martyrerbriefe der Urkirche – unvergängliche Zeugnisse des christlichen Glaubens. Reiner, strahlender, menschlicher konnte der deutsche Widerstand nicht mehr zu Wort kommen.

Gott hat diesem Leben endgültig das Siegel der Vollendung aufgeprägt. Alfred Delp sollte nach langem Ringen am 15. August 1944 die feierliche Profeß in der Gesellschaft Jesu ablegen. Er hat diesen Tag nach all dem Hin und Her, das ihm

vorausgegangen war, ersehnt und verlangt, Jesus Christus endgültig und für immer zugesellt und unter das Banner des Kreuzes aufgenommen zu werden. Wenige Tage zuvor, mitten in der Vorbereitung auf diesen großen Festtag, war er verhaftet worden. Und nun nagte der Zweifel an ihm. Hatte ihm Gott endgültig die Bindung an den Orden versagt? War er dessen unwürdig geworden? Er litt unter diesem Zweifel mehr als unter der Angst vor dem, was auf ihn zukam. Und in diese Dunkelheit hinein kam, ersehnt, aber doch unerwartet und wider alles menschliche Hoffen, ein Licht von oben. P. Franz von Tattenbach hatte vom General in Rom die Erlaubnis erhalten, im Gefängnis die feierliche Profess von P. Delp entgegenzunehmen. P. v. Tattenbach schreibt: „Am Vigiltag abends vor dem Feste fand P. Delp in dem Paket, das ihm frische Wäsche brachte, ein verstecktes Brieflein von P. Tattenbach, der im Auftrag der Oberen ihm die wenigen Dienste zu leisten versuchte, die möglich waren: ‚Ich komme morgen früh zu offiziellem Besuch und bringe die Erlaubnis der Oberen für die letzten Gelübde mit.‘ Nur durch seltsame Verkettung von Umständen hatte es sich ergeben, daß gerade der 8. Dezember Besuchstag wurde!“ So legte P. Delp am 8. Dezember in der Gefängniszelle zu Tegel die feierliche Profess in der Gesellschaft Jesu vor P. Franz von Tattenbach ab. Das Ausmaß dieses Lichtes wird aber erst sichtbar, wenn man die Aufzeichnungen Delps liest: „Ich war die Tage vorher etwas herunter und hatte während der Novene zum 8. mir für diesen Tag ein Zeichen der Zuversicht und Erbarmung erbettelt. Daß dies so reich und so gütig kommen würde: Der Besuch dieses Mitbruders mit dieser Gabel! Soll noch ein Mensch sagen, der Himmel sei stumm und es gäbe dieses lebendige Hin und Her zwischen Gott und uns nicht.“ „Ich habe endgültig mein Leben weggesagt. Nun haben die äußeren Fesseln gar nichts mehr zu bedeuten, da mich der Herr der vincula amoris gewürdigt hat.“

Aber das Zeichen und Gottes Wort an ihn sollte noch deutlicher werden. Die Gesellschaft Jesu hat zwei Tage, an dem ihre jungen Patres die Profess ablegen: den 15. August und den 2. Februar. Als am 2. Februar 1945 irgendwo in der weiten Welt einer seiner Mitbrüder vor dem Altar die feierliche Profess ablegte, schritt Alfred Delp „den Weg seiner Fügung und Führung“, der ein Weg an den Galgen war, „extra castra“, außerhalb des Lagers, zu Plötzensee in Berlin.

Graf Moltke schreibt in dem schon erwähnten Brief an Delp: „Im übrigen hoffe ich, daß Sie einen Bericht geschrieben haben, der jenes dramatische Moment des unüberbrückbaren Gegensatzes zum Christentum klar hervortreten läßt; denn wir wollen, wenn man uns schon umbringt, doch auf alle Fälle reichlich Samen streuen.“

Die Schriftleitung der Stimmen der Zeit möchte ihren Mitbruder ehren, indem sie eine seiner Betrachtungen zu den Aufgaben der Gegenwart abdruckt, die zwar schon veröffentlicht ist (Im Angesicht des Todes, Frankfurt: Knecht, und Freiburg: Herderbücherei), die aber im Hinblick auf das Konzil erneut an Bedeutung gewonnen hat.

DAS SCHICKSAL DER KIRCHEN

Das Schicksal der Kirchen wird in der kommenden Zeit nicht von dem abhängen, was ihre Prälaten und führenden Instanzen an Klugheit, Gescheitheit, „politischen Fähigkeiten“ usw. aufbringen. Auch nicht von den „Positionen“, die sich Menschen aus ihrer Mitte erringen konnten. Das alles ist überholt.

Innerhalb ihrer selbst müssen die Kirchen um ihrer Existenz willen entschieden fertig werden mit der Schwärmerei und dem nachgeholten auflösenden Liberalismus. Hierarchie als echte Ordnung und Führung muß sein. Die Kirche soll dies wissen von ihren Ursprüngen her.

Aber die Ordnung und Führung sind etwas anderes als Formalismus und feudaler Personalismus. Vor allem muß die Überzeugung wieder mehr wachsen, daß die Hierarchie nicht nur Zutrauen zu den Irrtümern und Dummheiten der Menschheit hat; man muß wieder wissen und spüren und erfahren, daß sie die Rufe der Sehnsucht und der Zeit, der Gärung und der neuen Aufbrüche hört und beantwortet, daß die Anliegen der jeweils neuen Zeiten und Geschlechter nicht nur in den Aktschränken abgelegt werden, sondern als „Anliegen“, d. h. Sorgen und Aufgaben, gewertet und behandelt werden.

Auch der andere Weg der fordernden Kirche im Namen des fordernden Gottes ist kein Weg mehr zu diesem Geschlecht und zu den kommenden Zeiten. Zwischen den klaren Schlüssen unserer Fundamentaltheologie und den vernehmenden Herzen der Menschen liegt der große Berg des Überdrusses, den das Erlebnis unserer selbst aufgetürmt hat. Wir haben durch unsere Existenz den Menschen das Vertrauen zu uns genommen. 2000 Jahre Geschichte sind nicht nur Segen und Empfehlung, sondern auch Last und schwere Hemmung. Und gerade in den letzten Zeiten hat ein müde gewordener Mensch in der Kirche auch nur den müde gewordenen Menschen gefunden. Der dann noch die Unehrlichkeit beging, seine Müdigkeit hinter frommen Worten und Gebärden zu tarnen. Eine kommende ehrliche Kultur- und Geistesgeschichte wird bittere Kapitel zu schreiben haben über die Beiträge der Kirchen zur Entstehung des Massenmenschen, des Kollektivismus, der diktatorischen Herrschaftsformen usw.

Von zwei Sachverhalten wird es abhängen, ob die Kirche noch einmal einen Weg zu diesen Menschen finden wird. Das eine gleich vorweg: dies ist so selbstverständlich, daß ich es gar nicht weiter eigens aufzähle. Wenn die Kirchen der Menschheit noch einmal das Bild einer zankenden Christenheit zumuten, sind sie abgeschrieben. Wir sollen uns damit abfinden, die Spaltung als geschichtliches Schicksal zu tragen und zugleich als Kreuz. Von den heute Lebenden würde sie keiner noch einmal vollziehen. Und zugleich soll sie unsere dauernde Schmach und Schande sein, da wir nicht imstande waren, das Erbe Christi, seine Liebe, unzerissen zu hüten.

Der eine Sachverhalt meint die Rückkehr der Kirchen in die „Diakonie“: in den

Dienst der Menschheit. Und zwar in einen Dienst, den die Not der Menschheit bestimmt, nicht unser Geschmack oder das Consuetudinarium einer noch so bewährten kirchlichen Gemeinschaft. „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen.“ Man muß nur die verschiedenen Realitäten kirchlicher Existenz einmal unter dieses Gesetz rufen und an dieser Aussage messen, und man weiß eigentlich genug. Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen. Der Mensch heute ist krank. Vielleicht komme ich in den nächsten Tagen dazu, ein paar Gedanken über die Krankheiten des Menschen zu Papier zu bringen. Und der Mensch heute ist zugleich auf vielen Gebieten des Lebens ein überragender Könnner geworden, der den Raum menschlicher Macht und Herrschaft sehr ausgeweitet hat. Er ist noch ganz benommen von diesem seinem neuen Können. Er spürt noch nicht manche innere Einbuße und Organverkümmern, die er dafür eintauscht. Und er braucht sie auch anfangs noch gar nicht zu spüren. Vor allem aber: man braucht sie ihm nicht dauernd zu sagen und vorzuhalten. Eine kluge und weise Führung wird sie in Rechnung setzen, aber nicht dauernd davon reden. Dieser könnende und weltkluge Mensch ist sehr empfindlich gegen jede vermeintliche oder wirkliche Anmaßung. Die Sorgfalt und Zuverlässigkeit, zu denen das technische Leben die Mehrzahl der heutigen Menschen zwingt, geben ihnen auch ein Auge für die Schlamperei und Sudelei, mit denen wir in der Kirche unsere „Funktionen“ im weitesten Sinn des Wortes verrichten.

Rückkehr in die „Diakonie“ habe ich gesagt. Damit meine ich das Sich-Gesellen zum Menschen in allen seinen Situationen mit der Absicht, sie ihm meistern zu helfen, ohne anschließend irgendwo eine Spalte und Sparte auszufüllen. Damit meine ich das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegenheiten des Menschen, um bei ihm zu sein genau und gerade dann, wenn ihn Verlorenheit und Verstiegenheit umgeben. „Geht hinaus“, hat der Meister gesagt, und nicht: „Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt.“ Damit meine ich die Sorge auch um den menschentümlichen Raum und die menschenwürdige Ordnung. Es hat keinen Sinn, mit einer Predigt und Religionserlaubnis, mit einer Pfarrer- und Prälatenbesoldung zufrieden die Menschheit ihrem Schicksal zu überlassen. Damit meine ich die geistige Begegnung als echten Dialog, nicht als monologische Ansprache und monotone Quengelei.

Dies alles wird aber nur verstanden und gewollt werden, wenn aus der Kirche wieder erfüllte Menschen kommen. Pléröma, die Fülle: das Wort ist wichtig für Paulus. Ist noch wichtiger für unser Anliegen. Die erfüllten Menschen, nicht die heilsängstlichen oder pfarrerhörigen erschreckten Karikaturen. Die sich wieder wissen als Sachwalter und nicht nur Sachwalter Christi, sondern als die, die gebetet haben mit aller Offenheit: *fac cor meum secundum cor tuum*. Ob die Kirchen den erfüllten, den von den göttlichen Kräften erfüllten, schöpferischen Menschen noch

einmal aus sich entlassen, das ist ihr Schicksal. Nur dann haben sie das Maß von Sicherheit und Selbstbewußtsein, das ihnen erlaubt, auf das dauernde Pochen auf „Recht“ und „Herkommen“ usw. zu verzichten. Nur dann haben sie die hellen Augen, die auch in den dunkelsten Stunden die Anliegen und Anrufe Gottes sehen. Und nur dann schlagen in ihnen die bereiten Herzen, denen es gar nicht darum geht festzustellen, wir haben doch recht gehabt; denen es nur um eines geht: im Namen Gottes zu helfen und zu heilen.

Aber wie dahin kommen? Die Kirchen scheinen sich hier durch die Art ihrer historisch gewordenen Daseinsweise selbst im Wege zu stehen. Ich glaube, überall da, wo wir uns nicht freiwillig um des Lebens willen von der Lebensweise trennen, wird die geschehende Geschichte uns als richtender und zerstörender Blitz treffen. Das gilt sowohl für das persönliche Schicksal des einzelnen kirchlichen Menschen wie auch für die Institutionen und Brauchtümer. Wir sind trotz aller Richtigkeit und Rechtgläubigkeit an einem toten Punkt. Die christliche Idee ist keine der führenden und gestaltenden Ideen dieses Jahrhunderts. Immer noch liegt der ausgeplünderte Mensch am Wege. Soll der Fremdling ihn noch einmal aufheben? Man muß, glaube ich, den Satz sehr ernst nehmen: was gegenwärtig die Kirche beunruhigt und bedrängt, ist der Mensch. Der Mensch außen, zu dem wir keinen Weg mehr haben und der uns nicht mehr glaubt. Und der Mensch innen, der sich selbst nicht glaubt, weil er zu wenig Liebe erlebt und gelebt hat. Man soll deshalb keine großen Reformreden halten und keine großen Reformprogramme entwerfen, sondern sich an die Bildung der christlichen Persönlichkeit begeben und zugleich sich rüsten, der ungeheuren Not des Menschen helfend und heilend zu begegnen.

Die meisten Menschen der Kirche und die amtliche Kirche selbst müssen einsehen, daß für die Gegenwart und ihre Menschen die Kirche nicht nur eine unverstandene und unverständliche Wirklichkeit ist, sondern in vieler Hinsicht eine beunruhigende, bedrohliche, gefährliche Tatsache. Wir laufen auf zwei Parallelen, und es führen keine verbindenden Stege hinüber und herüber. Dazu kommt, daß sich jede der beiden Instanzen – die „natürliche“ und die „übernatürliche“ – der andern gegenüber als zuständiger Richter vorkommt. Für die Kirche ergibt sich daraus eine mehrfache Verpflichtung.

Die harte und ehrliche Überlegung, wie dies so werden konnte. Und zwar nicht eine Überlegung nach der Schuld des andern.

Die alte Frage, was sich für das Aufleben, die Erscheinungsweise der Kirche für Konsequenzen ergeben.

Viel wichtiger und tiefer: Erziehung zur Ehrfurcht dem anderen Menschen gegenüber. Weg von der Anmaßung zur Ehrfurcht.

Die Kirche muß sich selbst viel mehr als Sakrament, als Weg und Mittel begreifen, nicht als Ziel und Ende.

Die personale Verlebendigung ist heute wichtiger als die umfängliche sachliche Integrität.

Überhaupt entsteht die Frage, ob man das Urteil über das geschichtlich Gewordene immer und unter allen Umständen den geschichtlichen Werten überlassen könne, ja dürfe.

Ehrliche Nüchternheit in der Feststellung, daß die Kirche heute nicht zu den führenden Mächten und Kräften der Menschheit gehört.

Und daß man diesen Sachverhalt nicht einseitig durch ein d'accord mit anderen mächtigen Instanzen der Geschichte darstellen kann (Thron und Altar in irgendwelchen Formen), sondern nur durch die Entbindung einer eigenen, inneren Lebendigkeit und Möglichkeit (puissance, nicht force).

Die Wucht der immanenten Sendung der Kirche hängt ab vom Ernst ihrer transzendenten Hingabe und Anbetung.

Der anmaßende Mensch ist schon in der Nähe der Kirche immer vom Übel, geschweige denn in der Kirche und gar im Namen der Kirche oder als Kirche.

Kulturfortschritt durch Automation

Eine Zukunftsperspektive

Rolf Moroni

Der erste Mai 1890 war ein Tag des Protestes der Arbeiter gegen die Arbeits- und Lebensbedingungen jener Zeit, gegen Sonntagsarbeit und 90-Stundenwoche, und zugleich ein Tag der Forderung nach besserer Entlohnung und Koalitionsfreiheit. Anlässlich einer Maifeier im Jahre 1964 beschäftigte sich dagegen ein Gewerkschaftler mit der Frage, ob in etwa dreißig Jahren überhaupt noch eine größere Anzahl von Arbeitern in der Produktion benötigt wird.

Die Frage ist nicht unberechtigt im Hinblick auf die unüberschaubaren Folgen, die der Einsatz der Atomenergie, der Automation und Kybernetik nach sich zieht. So verständlich solche Sorgen auch sein mögen, es wäre doch zumindest unklug, aus Angst vor einer etwaigen Arbeitslosigkeit oder vor anderen sozialen Problemen den automationsbedingten Kulturaufstieg übersehen zu wollen. Zu guter Letzt handelt es sich doch um ein Urteil, das von der Ganzheit unseres Lebens aus gefällt werden muß, um ein Abwägen von Vor- und Nachteilen im Hinblick auf die Gesamtgestaltung unseres Lebens.